# Vernau für den WDR

## Buhrows Nachfolgerin stellt sich dem Wandel

Mission erfüllt, Pflicht getan: Der WDR-Rundfunkrat hat sich für eine neue Intendantin entschieden. Die Ökonomin und bisherige Verwaltungsdirektorin Katrin Vernau wird zum 1. Januar 2025 Tom Buhrow ablösen, der bereits ein halbes Jahr vor Ende seiner Amtszeit ausscheidet.

Im zweiten Wahlgang setzte sich Vernau mit 36 zu 18 Stimmen gegen Helge Fuhst, Moderator der „Tagesthemen“ und Zweiter Chefredakteur von ARD-Aktuell, durch. Der WDR-Programmdirektor Jörg Schönenborn und Elmar Theveßen, Leiter des ZDF-Studios in Washington, schieden schon im ersten Wahlgang aus. Als Einzige der Vier verfügt Vernau nicht über einen journalistischen Hintergrund. Trotz der wichtigen Entscheidung war von Anspannung unter den Ratsmitgliedern keine Spur. Vor der Sitzung als auch während der Wahl am Donnerstagnachmittag war es ein geselliges Treiben, sodass die stellvertretende Vorsitzende Corinna Blümel mehrfach um Ruhe bitten musste.

Vernau berichtete in ihrem zehnminütigen Statement vor dem Rundfunkrat und Besuchern im Kölner Festsaal Gürzenich zunächst von ihren Erfahrungen als Interimsintendantin beim skandalgeplagten Rundfunk Berlin-Brandenburg. Dort sei sie zunächst auf eine Wand aus Wut, Sorge und Ablehnung gestoßen. Ihr Mut zur Veränderung und zu Transparenz habe ihr aber Vertrauen im Unternehmen verschafft, und davon wolle sie auch als WDR-Intendantin profitieren. „Sie werden sagen: Der WDR ist nicht der Krise. Aber auch beim WDR müssen sehr grundsätzliche Fragen beantwortet werden.“

Dazu gehören Fragen wie Finanzierung, die Absicherung von Glaubwürdigkeit und auch der Hinweis der Experten des „Zukunftsrats“, mehr am System und nicht allein im System zu arbeiten. Um Transformationen auf den Weg zu bringen, nannte Vernau acht Aufgaben, die der WDR und sie als Intendantin mutig angehen müssten: Stärkung regionaler Inhalte, Bildung statt Belehrung des Publikums, Mut zu Tiefgang abseits des Tagesaktuellen, konstruktive Beiträge zur Gesellschaft, eine aktive Mitgestaltung der ARD-Reformen, Transparenz gegenüber der Allgemeinheit, mehr offenen Umgang mit dem Publikum und der privaten Medienwirtschaft und zuletzt der Anspruch, ein Magnet für die besten Talente zu sein. Das alles schaffe sie aber nur in Zusammenarbeit. „Wenn du schnell sein willst, geh allein. Wenn du ankommen willst, dann mit den anderen.“

Die 20 Minuten für Rückfragen nutzte der Rundfunkrat bei Vernau nicht aus. Der Frage eines Rundfunkrats, ob die Kandidaten als Intendanten auch klagen würden, sollten die Bundesländer einer Anhebung des Rundfunkbeitrags nicht zustimmen, musste Vernau sich als einzige Kandidaten nicht stellen. Nach der Vorstellung der vier Kandidaten meldete

*Katrin Vernau nach der Wahl* Foto dpa

sich ein Rundfunkrat und lobte die Arbeit der Vorsitzenden und der Findungskommission. „Ich fühle mich bei ihrer Arbeit und der gebotenen Transparenz sehr gut vertreten. Es gab keine Gemauschel, keinen schon vorher feststehenden Gewinner.“

Nach der Wahl gab es für Vernau – wohl zu ihrer eigenen Irritation – tosenden Applaus. Der amtierende Intendant Buhrow hob in der anschließenden Pressekonferenz hervor, Katrin Vernau handele nach Prinzipien und halte diese auch durch. „Sie ist nicht nur eine Zahlenfrau, sondern eine Person, die sich für den gesamten Auftrag des öffentlich-rechtlichen Rundfunks interessiert.“ Auch NRW-Medienminister Nathanael Liminski (CDU) sieht den WDR mit Vernau an der Spitze „gut gewappnet für die Zukunft“. Mit der Ökonomin bekomme der WDR eine erfahrene Führungskraft. Er setze auf ein gutes medienpolitisches Miteinander, sagte der Minister: „für einen journalistisch unabhängigen und publizistisch starken WDR und öffentlich-rechtlichen Rundfunk insgesamt“. Der Deutsche Journalisten-Verband in NRW erklärte, Vernau könne die Herausforderungen für den öffentlich-rechtlichen Sender nur gemeinsam mit den Beschäftigten bewältigen. Für den Augenblick scheinen im WDR und mit dem WDR alle zufrieden. LAURA ALBERMANN

*Haben einen langen Weg vor sich: Isabel Deroy-Olson (li.) und Lily Gladstone in „Fancy Dance“* Foto Apple TV+

# Frauen, die aus der Reihe tanzen

„Fancy Dance“ ist beispiellos: ein Roadmovie von und mit indigenen Kreativen, die Story zweier Frauen, die ihr Schicksal in die Hand nehmen. Die Schauspielerinnen und die Produzentin schildern, was das heißt.

*Von Nina Rehfeld, Sedona*

Warum flüstern wir?“, fragt die dreizehnjährige Roki (Isabel DeRoy-Olson) ihre Tante Jax (Lily Gladstone). Die beiden vom Seneca-Cayuga-Nation-Reservat in Oklahoma nehmen mitten in der Nacht Reißaus. „Ich flüstere nicht!“ ruft Jax auf Cayuga, der indigenen Sprache der beiden Frauen. Roki gibt lautstark zurück: „Ich flüstere nicht!“ In dieser Szene ist ein ganzer Kosmos indigener Lebenswirklichkeit enthalten, und sie reicht über das Drehbuch der sehenswerten Geschichte des Films „Fancy Dance“ hinaus, die Zärtlichkeit und Härte, Tradition und Moderne einer oft ignorierten Welt zeigt.

Roki und Jax sind auf der Suche nach Tawi, Rokis Mutter und Jax’ Schwester, deren Verschwinden wie das zahlloser anderer indigener Frauen die örtliche Polizei kaum interessiert. Also suchen die beiden selbst nach Tawi. So wenig Energie die Polizei dafür aufwendet, Tawi zu finden, soviel steckt sie in die Verfolgung von Jax und Roki. Denn Rokis weißem Großvater Frank (Shea Whigham) wurde das Sorgerecht für die Teenagerin zugesprochen. In den Augen der Behörden disqualifiziert Jax’ Strafregister sie als Erziehungsberechtigte von Roki. Freilich verweigert das Leben auf dem Reservat seinen Bewohnern so vieles, dass ihnen oft nichts anderes bleibt, als die Grenzen der Legalität zu überschreiten – Lily Gladstone macht den Überlebenswillen dieser Menschen in Jax’ Miene und ihrem Habitus sichtbar.

Gladstone, die von den Blackfeet und Nimiipuu abstammt, erhielt für ihren Auftritt als Osage-Indianerin Mollie in Martin Scorseses „Killers of the Flower Moon“ über den Massenmord an den Osage im Oklahoma der 1920er, als Öl auf ihrem Land entdeckt wurde, eine Oscarnominierung und verschiedene Schauspielpreise. „Fancy Dance“ sei das perfekte Begleitstück zu Scorseses Film, sagt Gladstone im Gespräch mit der F.A.Z. „Diese Filme gehören zusammen, man sollte sie zusammen sehen“, sagt sie. Es sei „ein Geschenk, erst Mollie zu spielen und dann Jax – eine weitere indigene Frau auf demselben Land, hundert Jahre später, die mit dem Verlust ihrer Schwester und damit ringt, die Familie zusammenzuhalten“.

Roki und Jax tun, was sie müssen, um sich über Wasser zu halten – auch, wenn das bedeutet, Autos zu stehlen und zu lügen. „Ich wusste, dass du es nicht lange auf dem Pfad der Rechtschaffenheit aushältst“, sagt ein Drogendealer zu Jax – wie so viele hier hat er sich in der harten Welt der Reservate eingerichtet.

In Hollywood wurde all dies lange nicht thematisiert; Indianer waren Barbaren oder weise, naturverbundene Krieger, die meist im Kontext des 19. Jahrhunderts auftauchten. „Fancy Dance“ spielt im Hier und Jetzt und zeigt das Leben zweier amerikanischer indigener Frauen. Die Produzentin Erica Tremblay verstehe „als indigene Filmemacherin, dass wir unseren Wert nicht unser Beweis stellen, unseren Raum nicht verdienen müssen“, sagt Lily Gladstone. „Wir zeigen Figuren, die nicht perfekt sind, wir müssen nicht mustergültige Minderheitenvertreterinnen spielen und das Publikum beschwichtigen.“

Lily Gladstone, geboren 1986, und Isabel DeRoy-Olson, Jahrgang 2005, erinnern sich gut an den Mangel von Identifikationsfiguren in der Popkultur ihrer Kindheit und Jugend. „Es war die Norm, eine oder zwei indigene Figuren auf der Leinwand zu sehen, an denen man sich festhalten konnte“, sagt Gladstone, „aber meist projizierten wir unsere Erfahrungen kollektiv auf Charaktere, die sich irgendwie indigen anfühlten – die Ewoks aus ‚Star Wars‘ zum Beispiel.“ DeRoy-Olson, den Tr’ondek Hwech’in und Anishinaabe zugehörig, sagt, sie habe Freunde, die mit der Aussage, „ich bin indigen“ nichts anfangen konnten, auf Filme wie „Spirit“ verwiesen – ein Animationsfilm über ein Wildpferd, das sich gegen die Domestizierung durch die amerikanische Kavallerie Ende des 19. Jahrhunderts wehrt.

Zahllosen Western und Indianerfilmen fehlen Identifikationsfiguren auch deswegen, weil sie koloniale Muster spiegeln und aus der Perspektive der Eroberer erzählen. Nachdem Indianer in den Wild-West-Shows des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts als Exoten ausgestellt wurden, dienten sie in den Western der Vierziger- und Fünfzigerjahre – oft von geschminkten Weißen gespielt – als Chiffre der Bedrohung weißer Siedler. Im Rahmen der Bürgerrechtsbewegung der 1960er- und 1970er-Jahre etablierte sich mit Filmen wie Arthur Penns „Little Big Man“ (1970) mit Dustin Hoffman eine andere Perspektive: Die Ureinwohner waren nun edle, weise Wilde; angesiedelt waren auch diese Filme in einer nostalgisch verklärten Vergangenheit. Kevin Costners „Dances With Wolves“ von 1990, weithin als „realistisch“ gefeiert, thematisierte Ureinwohner Amerikas im 19. Jahrhundert ebenfalls aus weißer Perspektive. Filme wie „Smoke Signals“ (1998), deren Drehbücher von indianischen Autoren (hier: Sherman Alexie) stammten und die von indigenen Regisseuren (hier: Chris Eyre) inszeniert wurden, blieben Ausreißer. Erst in den vergangenen Jahren konnte sich der Native American Film vor allem auf den Streamingdiensten zu einem Nischenphänomen mausern. Hier zählen die indianische Perspektive und die Gegenwart.

Es geht nicht nur darum, sich selbst auf der Leinwand zu sehen. Natürlich sei die Repräsentation indigener Menschen im Film wichtig, sagt Lily Gladstone. Bedeutsamer aber sei, „unsere Geschichten, unsere Realität zu erzählen“. Zu dieser gehört das Verschwinden indigener Frauen, das Desinteresse der Behörden, die fortlaufende Unterdrückung der Mangel an Ressourcen auf den Reservaten. „Als indigene Menschen müssen wir mit diesen Verheerungen umgehen, die unser Leben prägen, die für uns Normalität sind, und die anderswo immer noch Überraschung und Schock auslösen“, sagt Gladstone. Erica Tremblay findet, dass es auch indigenen Filmemachern wie ihr selbst obliege, diese Wirklichkeiten aufzuzeigen. „Ich habe das Gefühl, dass wir in den USA, vielleicht auch weltweit in indigenen Gemeinden, nicht wirklich anerkennen, dass der Genozid noch immer stattfindet.“

Auch im vermeintlich progressiven Hollywood gilt es weiterhin, gegen Vorurteile anzukämpfen. Bei der Premiere von „Fancy Dance“ auf dem Sundance-Filmfest 2023 wurde auf einer Pressekonferenz die Frage laut, ob sich Gladstone und DeRoy-Olson gefreut hätten, die eigene Sprache zu sprechen. „Aber Cayuga ist ja gar nicht unsere Sprache“, sagt Gladstone. „Wir sprechen beide nicht die Sprache der Nationen, von denen wir abstammen.“ Allzu oft, sagt Gladstone, trage man als indigener Schauspieler auf Filmsets eine große Last: „Du spielst die einzige indigene Figur in einer Geschichte, und plötzlich bist du auch noch Dramaturg, für Requisiten zuständig und für die Sprache.“ Gladstone verweist darauf, dass allein in den USA 576 unterschiedliche indigene Nationen offiziell anerkannt sind. Aber nicht zuletzt dank der „Zivilisierungsbemühungen“ der amerikanischen Regierung unter anderem in den berüchtigten „Indian Schools“ des 19. und 20. Jahrhunderts – sprechen viele indigene Menschen die Sprachen ihrer Vorfahren nicht oder kaum, „und schon gar nicht die anderer indigener Menschen“, wie Gladstone sagt.

Dass das nicht allgemein bekannt ist, hat auch damit zu tun, dass Hollywood „Karikaturen“ von Menschen indigener Abstammung geprägt und gepflegt habe, meint Isabel DeRoy-Olson. Erst in Fernsehserien wie Sterlin Harjos „Reservation Dogs“ von 2021 fächern indigene Autoren selbst das Leben amerikanischer und kanadischer Indianer auf. „Endlich sind wir selbst die Schöpfer der Erzählungen über uns“, sagt Gladstone. „Ich höre immer noch Sätze, wie: Ich finde es toll, eure Kultur und eure Verbindung mit der Natur kennenzulernen“, sagt sie. „Klar, diese Dinge sind wichtig, aber es sind auch Dinge, die zu Fetischen geworden sind, auf die man uns beschränkt.“ Dass indigene Kreative nicht nur vor, sondern auch hinter der Kamera tätig sind, ändere indes alles. „Wir sind in indigenen Gemeinden aufgewachsen“, sagt Erica Tremblay. „Wir können aus unseren eigenen Erfahrungen schöpfen. Einige Szenen in diesem Film stammen direkt aus meinem eigenen Leben.“

In „Fancy Dance“ kommt auch die wohlmeinende Herablassung nicht-indigener Menschen zur Sprache. So begegnet Franks Ehefrau Nancy (Audrey Wasilewski) dem Wunsch ihrer neuen Pflegetochter, an den Tänzen beim bevorstehenden Powwow teilzunehmen, mit einem „aufmunternden“ Geschenk: ein Paar Ballerinaschuhe und Ballettstunden, damit Roki „einen neuen Tanz lernen“ kann.

Der titelgebende Fancy Dance ist indes viel mehr als ein Tanz. Er steht für die Verbindung mit der Vergangenheit und bekräftigt den Willen, zu überleben. Und nicht zuletzt drückt er die Hoffnung auf eine bessere Zukunft aus.

**Fancy Dance** läuft bei Apple TV+.

# Hat Söder ein Tattoo?

## Bei Ina Müller fühlt der Ministerpräsident sich sichtlich wohl

Viele in der Union haben zurzeit das Gefühl, Bayern werde Markus Söder zu langweilig. Der CSU-Chef, inzwischen auch schon 57, brauche ein neues Ziel im Leben. Nach seinem Auftritt in der Show „Inas Nacht“ drängt sich der Eindruck auf, dass der bayerische Ministerpräsident im Entertainmentbereich womöglich noch besser aufgehoben wäre. Jedenfalls war die Sendung über weite Strecken pures Dialoggold. Müller fragt den krawattenlosen Söder, ob er sonst Schlips trage. Söder: „Bei seriösen Sendungen schon.“ Auf seinen Hinweis, er glaube, sein laut Müller noch volles Haar werde im Alter nicht licht, das sei bei seinem Vater auch nicht so gewesen, gibt Müller zu bedenken, man erbe das von der Mutter, worauf Söder entgegnet, auch seine Mutter habe Haare gehabt. Über einstige grüne Mitschüler sagt Söder, die hätten komische Parkas getragen und „Hotel California“ gesungen. Müller: „Das war cool.“ Söder: „Fand ich scheiße.“ Sie: „Und die CSU war geil, oder wie?“

In seriöseren Sendungen pflegt Söder sich von den Fragen ziemlich unabhängig zu machen und zu antworten, was er loswerden will. Anders bei Ina Müller. Die hat sich mit ihrer Show ein Format geschaffen, in das selbst Leute wie Söder mit der Bereitschaft gehen, mehr anzubieten als sonst, selbst das Du. Das ist viel wert. Leute wie Lanz tun oft nur so, als nutzten sie die asymmetrische Interviewsituation, um Neues aus den Interviewten herauszukitzeln. Müller gelingt das tatsächlich, und zwar zwanglos, wobei die Enge der Seemannskneipe, in der die Sendung mit

*Auf einer Welle: Markus Söder und Ina Müller* Foto NDR

Publikum seit 2007 aufgezeichnet wird, das Gefühl verstärken mag, dass man ihr sowieso nicht entkommt. Söder zeigt sogar, dass er sich nicht nur traut, auf der Bühne im Stockholmer Abba-Museum einen Sänger zu mimen, sondern auch zu singen. Seine Interpretation von Freddy Quinns „Sie hieß Mary Ann“ ist gar nicht übel.

Ein weiterer Vorzug von „Inas Nacht“ ist, dass sich die Moderatorin allem Sinnlichen ohne Wenn und Aber an den Hals schmeißt. Sie zeigt damit, dass nicht stimmt, was Söder offenbar geglaubt hat, dass alle Nordlichter sind wie Olaf Scholz. Müllers Nonchalance bezieht sich auf das Feld des Alkohols, der in der Sendung noch ohne Warnhinweis konsumiert wird, wobei Müller zur Überraschung Söders nicht so viel zu vertragen scheint, wie es ihr Habitus suggeriert.

Besonders schmerzlos agiert Müller auf dem weiten Feld der Erotik, was Söder, dem Großmeister der Schmerzlosigkeit (zumindest im Politischen), an sich schon gefallen dürfte. Nachdem Müller dem zweiten Gast, Felix Neureuther, zwischen die Beine gekrochen ist („Kenn ich nicht anders von dir“, so der ehemalige Skistar), fragt sie den CSU-Chef nach seinen Aktivitäten auf Social Media. Söder gibt zu, dass er sich da manchmal „zum Obst“, also zum Horst mache, man denke nur an seine Fleisch- oder Eierposts.

An einer anderen Stelle fragt Müller Söder, was in seinem offiziellen Terminkalender stehe, wenn er zur urologischen Vorsorgeuntersuchung müsse. Hier laviert der Vater von vier Kindern so, als habe Müller ihn nach seinen Kanzlerambitionen gefragt. Die auch in weiblich dominierten linksalternativen Gesprächszirkeln immer mal wieder debattierte Frage, ob Söder „wahnsinnig gut im Bett“ sei, retourniert dieser gekonnt: „Ich bin wahnsinnig früh im Bett.“ Später geht es dann um eventuelle Tätowierungen, auch solche im Intimbereich.

Söder lässt in der Sendung erkennen, welche Rolle ihm neben Showman noch gefallen könnte: Wenn Amerikaner „Ministerpräsident“ aussprechen müssten, dann sagten sie immer „Mister President“. Bis er das in Deutschland wird – entsprechende Spekulationen gibt es –, ist aber noch viel Überzeugungsarbeit zu leisten, zumal im hohen Norden, wo es eine Ina Müller gibt, die, siehe Sendung, offenbar glaubt, Söders Geburtsort Nürnberg liege in der Nähe der Alpen.

Wenn überhaupt, ist das ihr einziger Fauxpas des Abends – und auch Söder kann nach seinem Auftritt mit einigem Recht von sich denken, dass er immer noch die „Schnitte“ ist, die er seiner Aussage nach zumindest zu Bundeswehrzeiten war. TIMO FRASCH

# „Bild“-Zeitung verlässt BDZV

## Springer-Verlag begründet Schritt mit hohen Kosten

Die „Bild“-Gruppe tritt zum Jahresende aus dem Bundesverband Digitalpublisher und Zeitungsverleger (BDZV) aus. Das teilte der Springer-Verlag am Freitag mit. „Dieser Schritt begründet sich mit den hohen Kosten, die aufgrund der großen ‚Bild‘-Auflage entstehen“, sagte Julia Sommerfeld, Sprecherin des Springer-Verlags. Über den Hamburger Landesverband werde der Verlag jedoch auch in Zukunft weiterhin aktiv im BDZV mitarbeiten. Für den Zeitungsverband dürfte der Austritt der „Bild“-Gruppe vor allem finanzielle Konsequenzen haben. Die „Bild“-Gruppe war jahrelang einer der größten Beitragszahler im Verband. Der BDZV bedauere das Ausscheiden der „Bild“-Gruppe, sagte eine Sprecherin.

Andere Springer-Titel sind von der Entscheidung nicht betroffen. „Welt“, „Business Insider“ und „upday“ bleiben im BDZV. Darüber hinaus werde die Plattform „Politico“ eintreten. „Wir schätzen den BDZV als Verband und freuen uns auf eine weitere erfolgreiche Zusammenarbeit“, so Sommerfeld. Mit ihrem Rücktritt ist die „Bild“-Gruppe bereits das zweite große Mitglied, das den BDZV verlässt. 2022 hatte die Funke Mediengruppe dem Verband nach Kritik am damaligen Präsidenten Mathias Döpfner den Rücken gekehrt. Döpfner, Vorstandsvorsitzender von Springer, war wegen seines langen Festhaltens an dem früheren „Bild“-Chefredakteur Julian Reichelt in die Kritik geraten. Nachdem Döpfner seinen Rücktritt erklärt hatte, kündigte der BDZV, dessen Zerstrittenheit offen zutage trat und der zum Spielball der großen Presseverlage zu werden drohte, Reformen an und schaffte unter anderem das Präsidentenamt ab. Profitieren könnte von der Schwäche des BDZV der Medienverband der freien Presse (MVFP), der 2022 die Nachfolge des Zeitschriftenverlegerverbands VDZ antrat und schon mit seinem Namen den Anspruch unterstreicht, für die gesamte Presse zu sprechen. ANNA NOWACZYK

# UKW ist bald Geschichte

## Schleswig-Holstein leitet Umstieg auf DAB+ ein

Schleswig-Holstein hat als erstes deutsches Bundesland einen Fahrplan für den Ausstieg aus dem UKW-Radio beschlossen. Der Hörfunk wird in den kommenden Jahren komplett auf digitale Übertragungswege umgeschaltet. Die Umstellung auf das Digitalradio DAB+ werde 2025 starten und bis zum Jahr 2031 abgeschlossen sein, sagte der schleswig-holsteinische Staatskanzleichef Dirk Schrödter (CDU), der in der schwarz-grünen Landesregierung für Medienpolitik verantwortlich ist. Es sei ökologisch und wirtschaftlich sinnvoll, die Doppelausstrahlung auf UKW und DAB+ zu beenden. In ganz Deutschland gibt es geschätzt 140 Millionen Radiogeräte, die nach einem UKW-Ausstieg nicht mehr funktionieren werden.

Der Umstieg erfolgt schrittweise. Den Anfang machen Privatsender, die 2025 von UKW auf DAB+ und Internet-Webradio umstellen. Auch der NDR wird seine UKW-Frequenzen aufgeben. Vorgesehen ist, dass er zunächst die Versorgung mit DAB+ in den Jahren 2025 und 2026 mit neuen Sendern verbessert. Bis 2031 soll der Umstieg abgeschlossen sein. Das entspricht auch dem Zeitplan des Deutschlandradios. Mit dem Sender R.SH wird Ende Juni 2031 der Umstieg von UKW auf DAB+ beendet sein.

UKW befindet sich deutschlandweit auf dem Rückzug, wenn auch noch auf einem hohen Niveau. 2013 war ein UKW-Radio in 78,6 Prozent der Haushalte der meistgenutzte Apparat. 2023 war das nur noch in 53 Prozent der Haushalte der Fall. Das besagen die „Audiotrends 2023“ der Landesmedienanstalten. Während öffentlich-rechtliche Sender sich seit Jahren für eine Beendigung des Doppelbetriebs von UKW und DAB+ starkmachen, sahen private Radios die UKW-Abschaltung kritisch. Sie befürchteten einen Rückgang ihrer Reichweite und sinkende Werbeeinnahmen. Die Schweiz ist sehr viel weiter. Dort stellt der öffentliche Rundfunk SRG die UKW-Ausstrahlung zum Jahresende ein. dpa/F.A.Z.